

François Comment

Eine 80-Register-Orgel in St. Gallens Vorstadt: St. Maria Neudorf

Zehn Jahre Grössenwahn in der Schweiz?

In der Schweiz scheinen grosse Orgeln in Mode zu sein! In der Tat haben zwischen 1995 und 2003 trotz der oft beschworenen ökonomischen Krise eine ganze Reihe von Instrumenten von aussergewöhnlichen Ausmassen „das Licht der Welt erblickt“:

Lausanne, Saint-François, Kuhn 1995: 5 Manuale, 75 Register;

Bern, Münster, Kuhn 1999: 4 Manuale, 71 Register;

Luzern, Konzertsaal des KKL, Goll 2000: 4 Manuale, 66 Register;

Basel, Münster, Mathis 2003: 4 Manuale, 78 Register;

Lausanne, Kathedrale, Fisk 2003: 5 Manuale, 87 Register (oder mehr?).

Wenige jedoch wissen, dass schon seit 1928 in einer Vorstadtkirche St. Gallens eine 80-Register-Orgel existiert, welche ausserhalb der Ostschweiz beinahe unbekannt geblieben ist. Es kommt hinzu, dass es sich um das erste grosse Instrument mit elektrischer Traktur handelt, welches ganz in der Schweiz hergestellt wurde. Eine weitere Überraschung: Diese Orgel wird durch ein im Estrich untergebrachten Fernwerk ergänzt (18 Register, auf zwei Manuale und Pedal verteilt!).

Diese weitgehend unbekannt gebliebene Orgel befindet sich in der katholischen Kirche St. Maria im „Neudorf“, einem Stadtteil im Osten von St. Gallen.

Die „zweite Kathedrale“ von St. Gallen

Neudorf, ursprünglich eine selbständige Gemeinde, wurde 1918 Teil der Stadt St. Gallen. Der Aufschwung der Textilindustrie am Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Einwohnerzahl schnell steigen lassen. 1888 wohnten 6600 Katholiken in der Gemeinde; 1900 waren es schon 8500, heute noch 3500. Da die vorhandenen Kirchen zu klein waren, entschloss man sich für einen Neubau mit entsprechenden Ausmassen. Ein Grundstücksgeschenk erlaubte den Beginn eines Kirchenbaus im Jahre 1902.

Adolf Gaudy, Architekt (1872-1956) wurde mit der Planung und dem Bau beauftragt. Er stammte aus einer savoyischen Familie, war tätig in Rapperswil und Rorschach, Doktor der Kunstgeschichte an der Universität Fribourg. Seit 1905 zählte Gaudy, zusammen mit August Hardegger, zu den wichtigsten Schöpfern katholischer Kirchenbauten in der Schweiz. Ihm verdanken wir, neben anderen die Kirchen, auch jene von Zermatt, Romanshorn, Dietikon und Gerzensee.

Die Kirche St. Maria und die dazugehörenden Gebäude wurden im Verlauf des Ersten Weltkrieges zwischen 1914 und 1917 errichtet. Es handelt sich dabei um ein für diese Epoche typisches Nebeneinander von Stilen: Das Äussere, dazu gehört auch der weithin sichtbare Turm (deshalb „zweite Kathedrale“ von St. Gallen genannt), zeigt neobarocke Formen, das Innere tendiert zum Jugendstil mit zahlreichen Anlehnungen an die Neu-Renaissance. Das grosse Kirchenschiff, flankiert von Seitenschiffen, ist ausgestattet mit Querschiffen und einer hohen Kuppel, welche die Kreuzung der Schiffe überdeckt. Ursprünglich gab es in der Kirche, die am 27. Juni 1917 geweiht wurde, 1000 Sitzplätze.

Da in den Jahren 2004/2005 der ganze Innerraum restauriert und der Hauptaltar unter die Kuppel verschoben und auf einem beweglichen Podest platziert wurde, mussten Kirchenbänke entfernt und damit die Anzahl der Sitze reduziert werden.

Mehrere Jahre der Planung

Die Kirche war kaum in Betrieb genommen worden, da wuchs schon ein Chor heran, der bald einmal aus 140 Sängerinnen und Sängern bestand. Der Chorleiter Josef Schönenberger nahm als Erster den Gedanken eines Orgelbaues auf, obwohl er einen noch langen Weg vor sich sah. Zuerst mussten die finanziellen Mittel herbeigeschafft werden. Dabei zeigte sich der Chor sehr erfindungsreich: Er inszenierte ein Drama von Calderón, organisierte eine Lotterie, und lud die Gemeinde zu Filmvorführungen ein mit Einlagen von Chorsätzen und Arien aus Haydns Schöpfung (!). Die Einkünfte aus diesen Unternehmungen ergaben den Betrag von 50'000 Franken, für die damaligen Verhältnisse eine enorme Summe, wenn man bedenkt, dass um 1920 ein Orgelregister ungefähr 1000 Franken kostete.

Auf dieser soliden Basis wurde 1923 eine Orgelkommission gebildet. Als deren Mitglieder wurden gewählt: Josef Dobler, Musikdirektor, Altdorf, Josef G. Scheel, Kapellmeister an der Kathedrale St. Gallen und der deutsche Graf Felix von Saedt, früher Universitätsprofessor und Orgelfreund, wohnhaft in Appenzell. Diese Experten verfassten ein überaus genaues Konzept, gespickt mit Vorschriften, die alle Details der Konstruktion für das neue Instrument umfassten und dem Orgelbauer kaum freien Raum liessen. Offerten wurden von mehreren ausländischen und schweizerischen Firmen eingeholt, darunter Kuhn und Goll, welche allerdings infolge der Errichtung der Orgel im Kloster Engelberg im Jahre 1926 in Konkurs geraten war.

Schliesslich entschied sich die Jury zugunsten der Orgelbauwerkstatt Willisau AG. Es handelte sich um ein sehr junges Unternehmen, welches eben gegründet worden war. Die neue Orgel sollte vor allem den Prinzipien der Elsässischen Orgelreform folgen. Einer ihrer Wortführer war Emil Rupp, welcher 1929 in seinem Buch „Die Entwicklungsgeschichte der Orgelbaukunst“ ausführlich über die Orgel von Sancta Maria berichtete und ausdrücklich auf die „interessante Disposition“ hinwies. Diese Bemerkung bezog sich ohne Zweifel auf die erhöhte Anzahl der Mixturen und Aliquote, die systematisch das traditionelle Übergewicht der Grundstimmen zurückdrängten.

Die Einweihung des Instrumentes fand am 14. Oktober 1928 statt. (Vgl. Franz Lüthi „Die Orgel der kath. Kirche St. Marien in St. Gallen-Neudorf“ in „Bulletin der St. Galler Orgelfreunde“ Nr.2/2002.)

Willisau AG, Orgelbaufirma mit fragiler Existenz

Orgelbau Willisau AG wurde am 30. April 1927 gegründet. Der Firmensitz und die Werkstätten befanden sich im luzernischen Ort gleichen Namens. Sein Generaldirektor war Walter Drechsler, der während vieler Jahre als Intonator bei Goll (namentlich auch in Engelberg) gearbeitet hatte, jedoch auch in andern Firmen (z.B. beim deutschen Unternehmen Steinmeyer, welches die Orgel in der kath. Kirche Gossau baute). Der technische Leiter war Heinrich Schmelzeis. Wie übrigens die meisten ihrer Kollegen waren beide Orgelbauer auch in der Forschung tätig. Sie verfolgten dabei das Ziel, einen Windkasten zu erfinden, der die Vorteile der Membranenlade und der durch Albert Schweitzer hoch gelobten Kastenlade miteinander verband. Beweis dafür sind die Schweizer Patente, welche für die durch Drechsler (Nr.117 793 und 128 023) und durch Schmelzeis (Nr. 132 637) entwickelten Geräte erteilt wurden. Einer ihrer Mitarbeiter war ausserdem der jurassische Orgelsachverständige Victor Frund.

In ihrer öffentlichen Präsentation bezeichnete sich Willisau AG als „die modernste und am besten ausgestattete Orgelbaufirma der Schweiz“. Man setzte auf industrielle Produktion, deren offensichtlicher Erfolg es möglich machte, die grosse St. Galler Baustelle St. Maria Neudorf nach anderthalb Jahren zu beenden.

Die ökonomische Krise der Dreissigerjahre erfasste jedoch auch diese Firma schnell. Sie wurde 1939 liquidiert, obwohl sie ihre Unternehmung seit 1931 um eine Schreinerei erweitert hatte und seit 1936 im Möbelhandel tätig war.

Eine Handvoll Instrumente mit dem Namen „Willisau AG“ hat sich erhalten, meistens aber wurden sie rekonstruiert oder in wesentlichen Teilen verändert. Die Orgel von St. Maria-Neudorf bleibt die weitaus wichtigste, gefolgt von derjenigen von St. Anton Basel (1931, III/62). Andere dreimanualige existieren noch in der kath. Kirche Flawil (1935, III/43, in St. Karl Luzern (1935, III/41, in Mümliswil SO (1936, III/40, in St. Gallen-Bruggen (kath. Kirche, 1936, III/42). Alle diese Instrumente verfügen über eine elektrische Traktur.

Emporenorgel von 1928

Der monumentale Prospekt nimmt die ganze Breite der Westempore ein; er besteht aus dem reich geschnitzten Unterbau, über dem sich die 8' und 16' Pfeifen erheben. Sie bestehen aus einer Legierung, die 80 Prozent Zinn enthält – ein unerhörter Luxus für diese Epoche, auf welchen man nicht wenig stolz war! In den Orgelprospekt gleichsam eingebettet, ist eine grosse Rosette, die 1914 für die Nationalausstellung in Bern hergestellt worden war. Hier auf der Westseite der Kirche hat sie nun ihren endgültigen Platz gefunden. Die Orgel verfügt nicht über ein geschlossenes Gehäuse. Die Windkästen sind auf gleicher Höhe von links nach rechts hinter dem Prospekt aufgereiht: zuerst das Pedal (chromatische Reihe, das Schwellgehäuse des dritten und des zweiten Manuals (diatonische Reihe) und das Hauptwerk (chromatische Reihe). Einige schlanke Register stehen auf aufgehängten Windkästen. Ein Verbindungsgang ermöglicht es, dass der Wind durch grosse kommunizierende Röhren leicht in der ganzen Breite der Orgel zirkuliert. Ein Zwischenraum von ungefähr einem halben Meter Breite trennt das Pfeifenwerk von der Rückwand; es beansprucht die ganze Breite der Empore.

Das Untergeschoss ist mit vier Druckreglern besetzt. Ein Windkanal von enormen Ausmassen (45x41 cm) verbindet sie mit dem Hauptspeicher, der sich (ein Stockwerk höher) im Turm befindet. Die Füllung erfolgt durch einen Motor oder durch zwei Balgtreter, die je zwei Pedale zu bedienen hatten. Der Druck beträgt im Allgemeinen 85 mm und 95 mm für die starken Zungenstimmen.

Die Traktur ist im wörtlichen Sinne „elektropneumatisch“: Kleine Elektromagnete aktivieren die Membrane der Gehäuse, die ihrerseits rein pneumatischer Art sind. Das elektrische Zehnvoltssystem hat übrigens die Experten derart verunsichert, dass sie empfahlen, es durch einen unabhängigen Spezialisten prüfen zu lassen. Die St. Galler Pfarrei beauftragte einen Elektroingenieur und den Orgelbauer Koulen aus Freiburg im Breisgau mit dieser Untersuchung. Das Resultat war absolut positiv und das zustimmende Urteil wird auch nach Jahrzehnten durch die Langlebigkeit der benützten Bauteile bestätigt.

1928 war der Spieltisch vor dem Unterbau der Orgel platziert und zwar in Richtung zum Hochaltar. Es handelte dabei sich um einen gewaltigen Spieltisch des Typs, wie ihn Emil Rupp und seine Schüler entwickelt und propagiert hatten. Er war mit unzähligen Koppeln und Kombinationsknöpfen ausgestattet. Dies geschah wahrscheinlich auf ausdrücklichen Wunsch von Josef Schönenberger und wurde durch die Experten kritisiert. Er präsentierte sich als ebenso kompliziert wie derjenige der Goll-Orgel von Engelberg (1926), Zeuge einer gewissen herrschenden Masslosigkeit im Orgelbaus in dieser Epoche. Der Originalspieltisch von Engelberg wurde erst 1993 entfernt und auf der Orgelempore beiseitegestellt. Derjenige der Orgel in St. Maria wurde jedoch schon 1940 ersetzt; von ihm existiert leider nur noch eine qualitativ schlechte Fotografie.

Das wichtigste Fernwerk der Schweiz.

Die Orgel in St. Maria ist nicht die einzige in der Schweiz mit einem Fernwerk. Nicht weit ausserhalb St. Gallens findet man Vergleichbares: in Gossau und Arbon. Aber in St. Maria ist das Fernwerk nicht nur zusätzliches Beiwerk, sondern ein wesentliches Element der Orgel, welches beinahe ein Viertel der Register beinhaltet, aufgeteilt auf zwei selbstständige Manuale und vervollständigt durch einen Subbass im Pedal – eine absolut einmalige Disposition!

Das Fernwerk, etwa in der Mitte des Estrichs direkt unter dem Kirchendach gelegen, ist mit zwei Schwellwerken ausgerüstet. Es handelt es sich um eine Konstruktion aus Holz und Gips. Die chromatischen Windladen der zwei Manuale sind längsseitig angeordnet. Ein dahinter liegender kleiner Raum enthält zwei Druckregler und die notwendigen elektropneumatischen Relais. Damit der Motor geräuschlos arbeitet und keine Vibrationen in das Gewölbe übertragen werden, befindet er sich ganz hinten, nahe beim Turm, auf dem Estrichboden, oberhalb der Hauptorgel. Zwischen den Jalousien der beiden Schwellwerke und der Kuppel verläuft ein Schallkanal von acht Metern Länge, dessen Inneres, welches ungefähr zweimal zwei Meter misst, vollständig mit bemaltem Holz ausgekleidet ist. Vor dem Gitter, durch den sich dieser Kanal in den Kuppelraum öffnet, stehen zwei weitere Jalousien. Diese sind mit den beiden Schwellwerkjalousien mechanisch verbunden.

Für das Fernwerk musste der Winddruck bedeutend erhöht werden: 150 mm Wassersäule für den Windkasten der Solo-Register (dazu gehört erstaunlicherweise auch die Tuba mirabilis) und 95 mm für denjenigen der Begleitregister. Selbst wenn beide Schwellwerke geöffnet sind, wird der Klang im Kirchenschiff als sehr zart und entfernt wahrgenommen. Die doppelten Jalousien erlauben überdies, die Intensität des Klanges bis beinahe zur Unhörbarkeit zu reduzieren. Der durch das Fernwerk erzeugte Klang bleibt immer vernehmbar. Er kann als Echo gegenüber der Hauptorgel eingesetzt werden oder mit ihr gemeinsam erklingen. Der Raumklang der gespielten Musik wird gewaltig erhöht. Werden beispielsweise die „Vox caelestis“ und die „Vox angelica“ (ebenfalls schwebend) registriert, ist in gewisser Weise das ganze Kirchenschiff von diesen Klangfarben erfüllt, ohne dass man den Ursprung dieser Klänge lokalisieren kann.

Die letzten Veränderungen

Die in den Spieltisch eingebauten Apparate, welche Heinrich Schmelzeis selber konzipiert hat, wurden schon nach zehn Jahren zur Ursache wiederholter Pannen des elektrischen Systems. Ihre Häufigkeit machte im Jahre 1940 einen Ersatz des Spieltisches unumgänglich. Die Willisau AG gab es zwischenzeitlich nicht mehr. Es war die Orgelfirma Kuhn, die den eindrucksvollen Originalspieltisch durch ein Standardmodell ersetzte. Es war ausgestattet mit Registern in Form von Katzensungen und drei freien Kombinationen. Dieser Typ wurde im Schweizer Orgelbau 1960 verwendet. Er wurde an der Emporenbrüstung aufgestellt, der Organist spielt mit dem Rücken zum Altar. Eine Besonderheit bestand darin, dass die Register des Fernwerks oberhalb der Tasten des dritten Manuals angebracht wurden und die Druckknöpfe zwischen den Manualen verteilt sind. Zudem gibt es vier Schweller, zwei mechanische für die Schwellwerke der Hauptorgel und zwei elektrische für die Schwellwerke des Fernwerks. Es muss auf zwei weitere ungewöhnliche Elemente hingewiesen werden: Das Pedal ist, wie im angelsächsischen Orgelbau üblich, leicht geschweift. Das Crescendo hat die Form einer Rolle, was in unserm Land selten, im deutschen Orgelbau jedoch sehr verbreitet ist. Gewiss erleichtert der neue Spieltisch die Handhabung der Orgel. Der historische Wert und der Grad der Authentizität aber sind nicht mehr dieselben wie vorher. Wenn man davon absieht, dass nach dem damals herrschenden Geschmack alle Oktavkoppeln mit Ausnahme der Oberoktavkoppeln III-I, III-P und II-P eliminiert wurden, liess Kuhn die Gesamtdisposition unverändert.

1987 wurden im Rahmen einer kleinen Revision durch dieselbe Firma keine Veränderung an der Disposition vorgenommen. Aber dann, mit ein paar Jahren Verspätung zur allgemeinen stilistischen Entwicklung, wurden die Prinzipale und vor allem die Mixturen „geschärft“. Daraus entstand ein brillanteres Plenum, man könnte sogar von einer gewissen Aggressivität des Tutti sprechen. Plenum und Tutti werden allerdings wieder durch die Grösse des Kirchenschiffs und durch den starken Widerhall reduziert. Nach der jüngst erfolgten Renovation wurde die Zeit des Nachhalls in der leeren Kirche mit 6,5 bis ungefähr 5 Sekunden berechnet.

Es war wieder die Orgelwerkstätte Kuhn, welche die letzte Generalrevision (2006-2008) durchführte. Aus finanziellen Gründen wurde die Revision etappiert: 2006 die neue Verkabelung des gesamten Instruments sowie die Entfernung und Ersetzung der Membranen des dritten Manuals und des Fernwerks, 2007 erstes und zweites Manual. 2008 folgt die Revision des Pedals. Die Intonation wurde durch diese Arbeiten nicht berührt.

Ein 1928 in der „Neue Züricher Zeitung“ erscheinener Artikel würdigt das für die Orgel günstige Umfeld, welches zwischen den beiden Weltkriegen herrschte. In Bezug auf die neue dreimanualige Kuhn-Orgel in der Tonhalle St. Gallen, ausgestattet mit 51 Registern und durch Marcel Dupré am 28. Oktober 1928 eingeweiht (14 Tage nur nach der Einweihung der Orgel in St. Maria), schrieb der Organist und Musikwissenschaftler Jacques Handschin: „Es ist nicht zu leugnen, dass das Interesse für die Orgel heute beständig wächst. Aber die wachsende Bedeutung, die man der Orgel zuschreibt, erhöht auch ihr Aufgabenheft: Neben der liturgischen Funktion wird es immer zwingender, dass sie immer mehr ihre Rolle im Konzert übernimmt.“ (NZZ vom 2. November 1928). Diese Orgel wurde anlässlich der Renovation der Tonhalle entfernt!

In der Kirche St. Andreas in Gossau hatte die deutsche Firma Steinmeyer soeben eine dreimanualige pneumatische Kuhn-Orgel, ein viertel Jahrhundert alt, elektrifiziert und von 42 auf 68 Register erweitert. Die Expertise datiert vom 13. Februar desselben Jahres (s. Felix VON SAEDT: „Der Orgelumbau in der Pfarrkirche zu Gossau“, in: „Der Chorwächter“ 5/1928, 73-76.). Es ist wahrscheinlich, dass die Orgelbaufirma Willisau aus Konkurrenzgründen heraus für die Pfarrei von St. Maria ein ausserordentliches Instrument im Auge hatte. Die hervorragende Qualität der Prospekt Pfeifen ist dafür ein klares Indiz. Auch besteht kein Zweifel, dass das junge Unternehmen sich aus diesem Vertrag eine Empfehlung für weitere Orgelprojekte verschaffen wollte. Die Firma war zudem bereit, sich bereitwillig an die finanziellen Bedingungen anzupassen. Im Schlussbericht erklären die Experten denn auch ausdrücklich, dass der Preis ihnen bescheiden erschien; sie vermuten, dass ein beträchtlicher Teil der Kosten zulasten der Orgelbauer ging.

Ein Schlüsselinstrument des schweizerischen Orgelbaus.

Die Orgel von St. Maria in St.Gallen-Neudorf ist in verschiedener Hinsicht von ausserordentlicher Bedeutung. Zunächst muss ausdrücklich festgestellt werden, dass ihr intaktes zweimanualiges Fernwerk eine einmalige Sehenswürdigkeit darstellt, nicht nur für die Schweiz, sondern weltweit.

Andererseits ist die Willisau-Orgel von St. Maria (1928) nichts weniger als ein Schlüsselinstrument für den Schweizer Orgelbau der Jahre um 1920. Zusammen mit der Goll-Orgel in der Klosterkirche Engelberg (1926) und der Kuhn-Orgel im Berner Münster (1930) gehört sie zu jenen drei Instrumenten, mit denen gleichzeitig in technischer und ästhetischer Hinsicht eine Wende eingeläutet wurde.

1926 – 1928 – 1930: Fortschritte im Orgelbau

In Bezug auf die technische Entwicklung stellt die viermanualige Orgel des Klosters Engelberg von 1926 den absoluten Höhepunkt der röhrenpneumatischen Traktur dar. Zehn Kilometer Röhren durchlaufen das Innere dieses Riesen und bringen die Membranen in Bewegung. Die 78-Register-Orgel des Berner Münsters von 1930 war die erste Orgel der Schweiz, die mit Membranladen ausgestattet war. Sie verfügte über eine elektropneumatische Traktur.

Die Orgel von St. Maria, vollendet 1928, befindet sich genau in der Mitte zwischen diesen beiden Antagonisten. Sie nimmt eine Zwischenstellung ein: konservativ in Bezug auf die Membranladen, aber fortschrittlich in der Verwendung der elektropneumatischen Transmissionen. Obwohl in unserm Land die ersten Versuche, die elektrische Traktur einzuführen, schon aus der zweiten Hälfte der 1890er Jahre stammen, handelt es sich hier um das erste grosse elektropneumatisch gesteuerte Instrument, welches durch einen Schweizer Orgelbauer erstellt wurde. Die bereits erwähnte Orgel in Gossau SG wurde durch einen deutschen Orgelbauer vergrössert, jene in der Tonhalle St. Gallen wurde mit Import aus Deutschland ausgerüstet.

1926 – 1928 – 1930: Auf dem Weg zu einem neuen Klangideal

Das zweite Schlüsselement der Orgel von St. Maria führte zur Entwicklung von ästhetischen Prinzipien im Schweizer Orgelbau. So stellt die Goll-Orgel von Engelberg mit ihren 135 Registern den Höhepunkt einer späten symphonischen Orgel dar, deren unerschöpfliches Arsenal von orchestralen Stimmen und zahlreichen Schwellwerken (selbst zweifache und dreifache) jede klangliche Nuance gestatten. Die viermanualige Orgel des Berner Münsters bezeugt dagegen eine deutliche Rückkehr zum barocken „Werkprinzip“: Sie erhält ein neues Rückpositiv, ein Brustwerk, Mixturen auf allen Manualen, Zungenstimmen (Regale). Die klaren Kontraste ersetzen die fliessenden Konturen. Durch diese Orgel schaffte die Orgelreform (zuerst elsässisch, dann deutsch) den Durchbruch in der Schweiz.

Auch hier positioniert sich die Orgel von St. Maria zwischen diesen beiden Zeitgenossen: Wenn auch seine Disposition die Grundstimmen begünstigt, wenn das Fernwerk gewisse dynamische Effekte gestattet, so besetzt doch jedes der drei Manuale der Hauptorgel seinen Eigencharakter. Sie sind alle in sich geschlossen in Bezug auf die Aliquoten und vor allem auf die Mixturen. Diese Registerzusammenstellung ist aus der elsässischen Orgelreform hervorgegangen. Innovatives wie Septimen, Nonen, Schwellwerke auf zwei Manualen und mindestens einige Achtfussregister blieb während mehr als dreissig Jahren für den Schweizer Orgelbau bestimmend.

Ein Instrument als „Brückenbauer“

Die Willisau-Orgel in St. Maria macht den entscheidenden Schritt von der symphonischen zur „modernen“ Orgel. Mit ihr hat der Schweizer Orgelbau wieder zu seiner eigenen Form zurückgefunden.

Diese leider wenig bekannte 80-Register-Orgel von St. Gallen verdient die gleiche Beachtung wie ihre Zeitgenossen in Engelberg und Bern, der eine etwas älter, der andere etwas jünger!

Deutsche Bearbeitung: Karl Raas, St. Gallen, Thomas Stäheli, Mörschwil